

Herbert Fidler

# Im Zentrum

Baukultur jenseits des Gebauten

Architektur ist keine Kunst, heißt es.

Immerhin aber sind ihre Äußerungen in Form von Bauten, Stadt- und Raumplanung für Kultur und Gesellschaft wohl mindestens so wirksam und intensiv wie jene des Betriebes bildender und darstellender Kunst.

Auch die Architekturdiskussion und -kritik sind als Bestandteile heutiger Intellektualität und aktuellen Weltbewußtseins unverzichtbar, und die Namen mancher Baukünstler sind sogar bis in die Breite des publizistischen Boulevards hinein geläufig.

Wer einen riesigen Musentempel wie das neue Wiener Museumsquartier baut, arbeitet am Wesen des Kunstbereichs mit Mitteln der Architektur, und es ist erfreulich, daß die Vermittlung auch der Bestandsaufnahme und der abstrakten Qualitäten des Bauwesens gerade hier ihr Zentrum finden konnte.

Architektur ist keine Kunst, aber sie kann ein bloßer Gedanke sein, purer Geist. In Epochen materieller Sättigung gewinnt die Baukultur verstärktes und verändertes Interesse, und das nicht nur, weil man glaubt, so viel und so hoch und so raffiniert und ausgefeilt und wagemutig bauen zu können und auch so viel darüber zu wissen, so großen Überblick zu haben, wie niemals zuvor: Möglichkeiten fordern Inhalt, notwendig und nachdrücklich bis hin zum Zwang. Aber irgendetwas gibt es immer zu erzählen, daher wächst mit dem Bauvolumen auch das Mitteilungsbedürfnis, man könnte sogar bei gutem Argumentationsstand sagen, eigentlich ist es ein und dasselbe.

azweingang.jpg



Arbeiten am Wesen des Kunstbereichs mit Mitteln der Architektur.

Der Dritte Mann war kein Flaneur und auch kein Dandy. In seiner berühmten Frage, ob Sterben denn nicht vielmehr ein kollektiver Akt sei als ein individuelles Ereignis, war er ein Apologet notwendiger Grausamkeit und Visionär der Vernetzung in einem. Er war auch nicht Wiener, sondern Engländer, und wenn er über die Fischerstiege läuft, ist links von ihm ein Trümmerhaufen.

Was die Bauwirtschaft des Wiederaufbaus dann häufig in einer Ästhetik, so scheint es, geduckt-demütiger Zwangsbescheidenheit in die Bombenlöcher setzte, wird oft mit dem Etikett "Funktionalismus" versehen, und wer nicht dabei war, weil er noch nicht auf der Welt war, verfällt leicht in Zustände sentimentaler Rührung angesichts der kleinsten Anzeichen von Verspieltheit und Übermut, die sich bei der Betrachtung solcher unter gewisser Not und Beschränkung entstandener Bauten finden können.

Eine Auswirkung von Gebäudefunktion kann also offensichtlich durchaus Emotion, ja sogar eine Art von erotischer Empfindung sein, zumindest im Umfeld so dramatischer Zeitabschnitte wie des zwanzigsten Jahrhunderts. Und so hat der gewandte Urbanist zu dieser Zeit "virtueller" Werte mit seinem Hintergründigkeit und Raffinesse versprechenden Auftreten auch einen kaum überschätzbaren Sex-Appeal.

Er findet sich, in gutes Tuch gehüllt und als ganzer ein Gourmet der feinen Zitate, seine Namedroppings so präzise wie Lenkwaffen über Bagdad, Seite an Seite mit Webtextern oder Malerstars in den Rankings der hochglänzenden Magazine.

Und dies zurecht, denn weder Kunst ist elitärer Luxus, noch kunstvolles Bauen – der einzige Wohlstand, der seine Bezeichnung wirklich verdient, ist von geistiger Art, eine real existierende Fülle legitimer Denkmöglichkeiten und mehr als genug Energie für unablässige Gedankensprünge.

Dies vorausgesetzt, ist die Reflexion über die Architektur und ihr Wesen umso bedeutender, die Würdigung der Qualität ihrer Resultate und die Bemühung um Transparenz ihrer Prozesse.

Ob man dies nun als Ursache, als Wirkung oder als Zufall sieht – Glas als Material der Durchsichtigkeit und Spiegelung ist zu Anfang des dritten Jahrtausends ein bevorzugter Baustoff geworden, das heißt: man baut gerne aus Beton und Stahl und verkleidet mit Glas, indem man es in, auf Wunsch unsichtbare, Rahmen und Halterungen bettet und auf diese Art sowohl als Fenster als auch als Verkleidung des Stahlbetons einsetzt.

Die Baustoffindustrie bietet heute entsprechende technische Systeme, die natürlich auch nahezu perfekt funktionieren, bis hin zur jederzeitigen stufenlosen Regulierbarkeit der Materialtransparenz.

Zur Ummantelung der Betonskelette eignet sich natürlich genauso gut Stein oder jedes andere in Form dünner, fester Platten verfügbare Material, um massiv oder ephemere, luftig oder klotzig zu wirken, wie auch immer es gewünscht wird: der Anspruch an die Absicht ist maßlos heutzutage.

Spiegelungen von Licht an Glasoberflächen können auch zur Betrachtung der Umgebung und der eigenen Gestalt benützt werden, pessimistisch gesehen ist es jener Lichtanteil, der das Glas nicht durchdringen kann und zurückgeworfen wird, so wie auch vereinzelt Vögel oder Fußgänger, welche allerdings durch verstärkte Aufmerksamkeit für das Auftreten von Reflexionen ihre Kollisionsgefahr mit transparenten Hindernissen vermindern würden.

glas1.jpg



glas2.jpg



Glas als Material der Durchsichtigkeit und Spiegelung ist zu Anfang des dritten Jahrtausends ein bevorzugter Baustoff geworden.

oktogarbeiter.jpg



Weder Kunst ist elitärer Luxus, noch kunstvolles Bauen.

Vielleicht mag es auch von Bedeutung sein, daß man zur Warnung unaufmerksamer Flugierte nicht mehr die legendäre Vogelscheuche benützt, sondern auf Glasflächen den Umriß von Raubvögeln anbringt.



Die Kühle des Neuen, Modernen muß nicht jedermanns Sache sein.

Die Architektur des Architektur-Zentrums im neuen Wiener Museumsquartier insgesamt folgt äußerlich jener der restaurierten Höfe des Altbaus, welche sich neben einer im Neuzustand etwas spitzen Orangetönung der Mauerteile durch großzügige Verglasung der durch die historische Bausubstanz vorgegebenen Bogenöffnungen auszeichnet.

Die Bauform von Kaisers Pferdeställen erwies sich bekanntlich gegenüber Veränderungs- und Abbruchideen äußerst resistent, und auch das Zentrum der Architektur konnte dieser Tendenz Folge leisten und seine Strukturen mit geistreicher Homogenität in die alten Gewölbe- und Bogenformen einfügen.

Man hatte sichtlich keine formalen oder inhaltlichen Probleme damit, so wie ja auch etliche der führenden Architekten und Architekturtheoretiker des Landes nicht nach Suburbia ziehen und die Neubauten der jüngeren Vergangenheit besiedeln (die ja auch andere Zwecke verfolgen), sondern sich in angestammten Altbaustrukturen merkbar wohl fühlen, einen gewissen Grad der Individualisierung als selbstverständlich vorausgesetzt.

Einige geschickte Raum-Transformationen und etwas Glas und Stahl und Betonoberflächen als Intervention bieten in gemütlichen Ziegelgewölben zeitgemäß-metropolitane Meublage und atmosphärische Abkühlung genug für den wachen Geist von kritischen Planern und Visionären räumlichen Denkens, sofern man sich nicht überhaupt den Bequemlichkeiten hergebracht-bürgerlicher Lebensweise in legitimer Selbstverständlichkeit hingibt.

Wer etwas leistet, soll es auch bequem haben, und die Kühle des Neuen, Modernen muß nicht jedermanns Sache sein.

Viele revolutionäre Ideen waren eben nur für eine abstrakte Masse bestimmt und nicht für die Protagonisten einer neuen Lebens- und Raumkultur, die logischerweise ihre eigenen Standards setzt.

Die Idee, Räume dieses gewissen adaptiv-traditionellen Charmes nun gleich neu zu bauen, kehrt zwar mit gewisser Beharrlichkeit immer wieder, wird von der Architekturkritik aber auch ebenso regelmäßig als kitschig und unzeitgemäß abgelehnt.

Ein wichtiger Teil der gesamtgesellschaftlichen geistigen Entwicklung würde mit dieser Reaktion verkürzt, heißt es, daher: wenn schon Ziegelgewölbe, dann echt Altbau, sonst: Stahlbeton, und Glas, oder weiß der Teufel was als Verkleidung, und seien es Ziegel.



Wenn schon Ziegelgewölbe, dann echt Altbau, sonst: Stahlbeton.

Architektur braucht kein Museum.

Architektur braucht Transparenz und Reflexion und allseitig orientiertes Bewußtsein.

Museen brauchen Architektur, wie hier an Ort und Stelle zu besichtigen.

Bloß nicht zuviel davon, sagen manche, doch das kann nicht ernsthaft sein, denn Räumlichkeit ist kein Zufall, niemals.

So ist das Architekturzentrum kein Museum, obwohl es einen beträchtlichen Teil des Museumsquartiers einnimmt, sondern ein Zentrum.

Das bedeutet in diesem Fall: zentral gelegen, und in und für sich selbst ein Mittelpunkt des Geschehens.

Der Begriff des Zentrums findet sich auch in der nach wie vor wichtigsten Hilfsdisziplin des Architekten, der Darstellenden Geometrie: sie definiert es als einen Punkt, der zu unendlich vielen anderen äquidistant liegt, jene wiederum auf einer geschlossenen Linie.

In letzterem geht die Metapher allerdings fehl, denn sowohl im Publikum des Architekturzentrums als auch in der dort behandelten Materie herrscht große geistige Pluralität und Meinungsvielfalt.

Auch die städtische Struktur Wiens zeigt in ihrer aktuellen Entwicklung starke Tendenzen zur Dezentralisierung, besser noch, zur Polyzentrik.

Trotzdem wäre es angesichts der zentralen Bedeutung des Architekturdiskurses sicher ein Fehler gewesen, der Faszination, beispielsweise, der neuen Wolkenkratzer zu erliegen und sich statt ins Kaiserforum in ein anderes Zentrum zu begeben, wo es kein einziges Museum gibt, bloß einen leeren, un bebauten Platz dafür, und Büros und Wohnungen, ein paar neue Kirchen und viel Videoüberwachung und elektrische Schranken an den Sammelparkplätzen. Vielleicht hätte man sich sogar falsch verstandene Solidarität mit den Suburbanen vorwerfen müssen, wäre man nicht als einer der ersten, sogenannten temporären, prekaristischen Nutzer noch im langsam sich leerenden alten "Messepalast" aufgetreten und hätte gleich einen Platz dort eingenommen, wo auch die Museen sind und die Regierung und immer mehr Galerien, wohin das Publikum strömt und wo man seine Anliegen wirkungsvoll publik machen kann, im geistigen Zentrum der Republik eben, im neuen Museumsquartier Wiens.



Die Betrachtung des Tuns und seiner Resultate selbst war zu dieser Zeit gerade dabei, sich im Kunstbereich aufs heftigste von ihrem Objekt zu emanzipieren.

einbau.jpg



Museen brauchen Architektur, wie hier an Ort und Stelle zu besichtigen.

Denn auch wenn Architektur in ihrem Kern keine Kunst ist, sondern eine unsichtbare Struktur anderer Art, etwas wie eine Stimmung vielleicht, aber im materiellen Bereich, so wie das unterirdische Myzel von Pilzen, und die Gebäude bloß der kleinste, eine Sichtbarkeitsgrenze ins Diesseitige hinein durchbrechende Teil eines großen Ganzen, die Architekten im Sinne der Metapher dann Sammler, Anhäuer und Konfiguranten dieser Ausformungen und ihre Theoretiker und Kritiker möglicherweise geübte und kundige Taucher im Häusermeer – auch die Biologie hat prächtige Museen, gleich nebenan.

Vor kurzem erst hörte man aus der Naturwissenschaft, daß allergrößte lebende Wesen der Welt sei ein Pilz, Megatonnen und Quadratkilometer, in Amerika, wie könnte es auch anders sein. Die Alte Welt ist schon zu voll für sowas.

Ein Jahrtausend ging zu Ende in Europa, nach örtlich vorherrschender Zeitrechnung, und im Zentrum Wiens entstand eine beträchtliche Anhäufung von Museen und Zentren der Kultur.

Kein einziger der zugunsten des neuen Schauplatzes geräumten Standorte gab seine Qualität als Kunstort in der Stadt auf, aber die neu gewonnenen Orte definierten ihre veränderte Bedeutung auch durch neue Namen.

So wurde bereits zur Zeit des Temporären, Prekaristischen der einstige Staatsratshof volksmündlich- notorisch „Architekturhof“ genannt.

Mit den diskursiven und analytischen Institutionen Basis und Depot, die für diese Zwischenzeit an der Außenecke des Architekturhofes Platz fanden, versammelten sich hier gemeinsam mit dem Architekturzentrum weitere Zentren der Reflexion jener Strukturen, die der Kunst und den geistigen Bewegungen der Gesellschaft und der Macht ihrer Gestaltungskraft zugrundeliegen.

Die Betrachtung des Tuns und seiner Resultate selbst war zu dieser Zeit gerade dabei, sich im Kunstbereich aufs heftigste von ihrem Objekt zu emanzipieren, und die bloße Kunst allein galt nicht mehr so unbedingt und selbstverständlich als Kunst wie früher einmal.

Die Kunstvermittlung trat ihr als gleichwertiger und gleichberechtigter Partner an die Seite.

Begriffe wie Demokratie, Diskussion, theoretische Reflexion, Kuratoren oder Kontext hielten Einzug in einen Bereich, der scheinbar schon allzu lange von allzu wenigen bestimmt wurde.

Der Diskurs begann zu nagen an den Stühlen allzu selbstgerechter musealer Strukturen, zu rütteln an reaktionär-verschwörerischen Strategien im Kunsthandel und die Fenster und Tore zu öffnen in den Kunstvereinen und den Akademien, um den Mief althergebrachter Kunstbegriffe auszulüften: so könnte einer sagen, der diese Prozesse auf pathetischere Art zu beschreiben sucht, als es ihnen gemäß ist.



Architektur ist keine Kunst, aber sie ist ihr ganz nah. Und sie will es sein, auch hier, im Wiener Museumsquartier.

Hier sollte vielmehr der Ausgangspunkt dieser Strömungen nicht aus den Augen verloren werden, das Hauptquartier der nichtreaktionären Kräfte zur prekaristischen Zeit: wenn er es auch nur temporär war, es war in einer für die Etablierung des neuen österreichischen Kunstbetriebs ganz entscheidenden Phase – der Architekturhof.

So wichtig, gedeihlich und befruchtend das Zusammenleben der Architektur Tür an Tür mit dem Diskurs auch gewesen sein mag, niemand hätte den einstigen Staatsratshof deshalb Depothof, Diskurshof oder Hofbasis nennen mögen.

Dies sei jetzt nicht gesagt, um kleinlich zu sein oder witzig oder Goldmedaillen vergeben zu wollen im Gerangel um Öffentlichkeit und Bedeutung, nein, es geht darum, eine doppelte Schleife sichtbar zu machen, die sich um Architekturzentrum und Museumsquartier schlingt, also um das wollüstig-schlampige Verhältnis der Baukunst zur Kunst, das eben auch hier nicht anders kann, als sich in räumlichen Strukturen abzubilden.

Denn auch wenn die Architektur keine Kunst ist, bestehen die Beiden doch aus demselben Stoff.

Extrem schwierige Situationen wie, angenommen, Eifersucht zwischen Mutter und Tochter, entziehen sich den meisten Formen der Betrachtung durch Unmöglichkeit.

Am besten daher, man macht ein Photo.

Wäre die Photographie nun imstande, die Absicht von Raumsituationen und Bauwerken in Form von Sprechblasen abzubilden, wären Architekturphotographien ziemlich brutale Actioncomics.

Die liebevoll restaurierten Pferdeköpfe über den Bögen der gemütlichen alten Höfe würden dann sagen:

„Architektur ist keine Kunst, aber sie ist ihr ganz nah. Und sie will es sein, auch hier, im Wiener Museumsquartier.“